

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der Mensch soll nicht über seine Zeit klagen; dabei kommt nichts heraus. Die Zeit ist schlecht; wohl an, er ist da, sie besser zu machen. Carlyle.

Die „goldene Jugend“ 1793—1795.

Von Dr. John Schilowski.

Das Treiben der „goldenen Jugend“ von heute erinnert vielfach an das ihrer Vorgänger während der französischen Revolution. In seinen Sitten- und Charakterbildern aus der französischen Revolution (Buchhandlung Vorwärts) gibt Dr. J. Schilowski eine farbig-prägnante Darstellung dieser Zeit, die jetzt besonderes Interesse wachset.

Wenn man heute an die großen Tage der französischen Revolution zurückdenkt, macht man sich unwillkürlich die Vorstellung, daß an diesen weltgeschichtlichen Ereignissen das ganze Volk den lebhaftesten aktiven Anteil genommen habe. Man kann sich Paris nicht anders denken, als in fortwährender stiebrhafter Erregung begriffen, die Geschäfte des Alltags verlassend und ausschließlich den gewaltigen Kämpfen hingegeben, deren Ausgang über die Geschichte der Menschheit entscheiden sollte. In Wirklichkeit sah es ganz anders aus.

In den zeitgenössischen Memoiren werden in dieser Hinsicht sehr charakteristische Szenen berichtet. Am Tage nach dem Bastillenkrieg begegneten sich zwei Pariser Bürger auf der Straße. „Nun, was gibt es Neues?“ fragte der eine. „Nichts Besonderes. Aber doch, ich hörte, daß die Arbeiter der St. Antonsvorstadt gestern wieder einen Streich verübt haben. Man sagt, die Bastille sei erobert worden.“

Besonders auffallend ist es, daß die bürgerliche Jugend von dem revolutionären Zeitgeist, wie es scheint, fast gar nicht ergriffen wurde. So blieben z. B. die Pariser Studierenden jener Zeit fast vollkommen ruhig und solange die Bewegung vorwärts schritt, hörte man überhaupt nichts von ihnen. Als sie im Abflauen war, traten sie erst schüchtern, dann dreister hervor, aber nicht als revolutionäre Kämpfer, sondern als Handlanger und Schergen der Reaktion. Sie bildeten einen Bestandteil jener Straßenbummler, Wärmemacher und Prügelhelden, die in der Geschichte unter dem Spottnamen „Jeunesse dorée“ (vergoldete Jugend) bekannt und berüchtigt geworden sind.

Wie schon die Bezeichnungen „Stuher“ und „Muschusheiden“ erkennen lassen, fielen die Angehörigen der Jeunesse dorée dem Volke durch ihr gedankenloses Benehmen auf. Sie setzten ihren Stolz darein, schon in der Kleidertracht sich von der demokratischen Masse zu unterscheiden. Die Revolution hatte an Stelle der alten Kniefhosen (Culottes) die langen Beinkleider (Pantalone) in Mode gebracht, und ihre Anhänger wurden deshalb Sansculotten (Leute ohne Kniefhosen) genannt. Die Stuher der vergoldeten Jugend bedienten sich wieder der vorrevolutionären Tracht und stolzierten in Wadenstrümpfen einher. Statt der allgemein üblichen Hüte trugen sie Hüte mit breiten Krämpfen und statt der einfach rundgeschneittenen Haare ein kunstvolles gepudertes Zopfgeschlecht. Sie verschmähten es, mit bloßem Halse zu gehen, und umwickelten sich mit hohen Binden, die vorne mit ungeheuerlichen, das Kinn und den Mund fast bis zur Nase verdeckenden Krawatten verzieret waren. Ihr besonderes Kennzeichen aber bildete ein langer, gewundener oder geknoteter Knüppel, den sie stets bei sich trugen und der an beiden Enden entweder in Bleikugeln oder gar in Dolchmesser auslief. Schmucksachen aller Art, Blusenadeln, Ringe usw. und ein Riechfläschchen vollendeten die Stuhertracht. Und wie durch ihre Kleidung, so suchten sie auch durch eine affektierte Sprechweise aufzufallen.

Die Art, wie sie ihre Kämpfe gegen die bereits besiegten und von der Regierung verfolgten Terroristen führten, entsprach vollkommen dem ganzen Charakter ihres elenden Geden- und Spieß-

bürgerturns. Die Geschichte der Jeunesse dorée berichtet auch nicht von einer einzigen mutigen oder opferfreudigen Tat. Ihr Auftreten war teils läppisch, teils brutal, in jedem Falle aber feig und gemein. Nachdem sie zwischen 12 und 2 Uhr mittags in vornehmen Restaurants gefrühstückt hatten, begaben sie sich auf den Kriegspfad. Die „politische“ Wirksamkeit der französischen Muschusheiden bestand darin, daß sie einzelne Jakobiner, die sich in den vornehmen Stadtteilen blüden ließen, überfielen und mit Schimpfworten oder Stockprügeln traktierten. Ein besonderes Vergnügen gewährte es ihnen, proletarische Frauen und Mädchen, die aus den politischen Versammlungen heimkehrten, zu attackieren, ihnen die Röcke aufzuziehen und mit dem Bedeuten, „sie sollten sich um ihr Hauswesen und ihre Kinder kümmern“, auf den entblößten Hintern zu hauen. Diese Exekution nannten sie „die patriotische Züchtigung“. Daneben betätigten sie sich als Denunzianten und Scharfmacher.

Harmloser, wenn auch um nichts geschmackvoller und vornehmer, war die Tätigkeit, die die vergoldete Jugend in den Restaurants und Theatern entfaltete. Ihren täglichen prunkvollen Dinners im Palais-Royal pflegten sie eine besondere Würze dadurch zu geben, daß sie dabei Hochs auf die Reaktion und die „anständigen Leute“ ausbrachten und dabei auf den „Krieg gegen die Jakobiner, die Terroristen und alle Bandalen“ toasteten. Den Gipfel der Geschmacklosigkeit aber erreichten sie mit den sogenannten „Opferbällen“, die ebenfalls mit dem Beginn des ersten Reaktionsjahres 1795 in Aufnahme kamen. An diesen Bällen durften sich nur Personen beteiligen, die einen Familienangehörigen unter der Guillotine verloren hatten, und sämtliche Tänzer und Tänzerinnen mußten „zum Zeichen der Trauer“ mit aufgesteckten Haaren, nackten Hüften und einem an die Tracht der Desquainten erinnernden Kostüm erscheinen. Die Damen pflegten um Brust und Schultern blutig-rote Umhänge zu tragen.

Der Theaterradau gehörte zu den beliebtesten geistigen Waffen der vergoldeten Jugend. Nachdem das Hauptquartier im Café de Chartres den Schlachtplan entworfen hatte, besetzte man abends den größten Teil des Zuschauerraums und störte die Ausführung mißliebiger Stücke, indem man sich während des Spiels laut unterheißt, geräuschvoll Rüsse knackte, das Lied vom Volkes erwachen anstimmte oder antirevolutionäre Flugblätter und Couplets auf die Bühne warf, deren Vortrag man von den Schauspielern verlangte. Eine besonders klägliche Rolle spielte bei diesen Vorgängen der berühmte Schauspieler Talma, der sich während einer Vorstellung im Theatre français im Januar 1795 durch die Künste der Jeunesse dorée zwingen ließ, auf der Bühne das Lied vom Volkes erwachen „mit dem ihm eigenen Ausdruck der Wahrheit und Wärme“ vorzutragen.

Neben den Wärmeflecken im Theater bildete das Zerstören der revolutionären Symbole und Erinnerungszeichen eine besondere Spezialität der vergoldeten Jugend. Wirtshauschilder, die revolutionäre Aufschriften trugen, wurden gewaltsam entfernt oder demoliert und die in den Cafés und Klubs aufgestellten Bänke der großen Freiheitskämpfer zertrümmert und hinausgeworfen. Die Wut der Muscadins richtete sich namentlich gegen das Andenken Marats, mit dem im Volke noch immer ein großer Kultus getrieben wurde. Am 21. Januar 1795, dem Gedenktage der Hinrichtung Ludwigs XVI., veranstaltete die Jeunesse dorée eine unter dem Namen „Popanzfest“ bekanntgewordene Kundgebung gegen den toten Volksfreund. Mit einer Figur, die eine Karikatur des Verstorbenen darstellte, zogen sie vom Café de Chartres nach dem Karussellplatz zu dem Denkmal Marats, beschimpften dessen Andenken durch Schmähdreden und Berwünschungen und begaben sich dann nach dem Hofe der Jakobiner, wo der Popanz verbrannt wurde. Die Asche wurde in einen Nachtopf getan und in eine Kloake geworfen. Die spätere Zerstörung des Marat-Denkmal und des berühmten David'schen Gemäldes sowie die Beseitigung der Leiche aus dem Pantheon ist ebenfalls auf das Konto der vergoldeten Jugend zu setzen.

Am 21. März und am 20. bis 23. Mai erhoben sich die Arbeiter in den Vorstädten und zogen in Masse vor den Konvent, wo sie „Prot und die Verfassung von 1793“ verlangten. An der Niederwerfung dieser beiden Hungerrevolten waren die Knäuel der vergoldeten Jugend mit Eifer und Erfolg beteiligt. Aber diese Triumphe müssen den Moschushelden wohl zu Kopf gestiegen sein. Sie beklagten sich, daß der Konvent, der sie für seine Zwecke benutzte und dann beiseite geschoben hatte, ihnen „zu wenig Achtung“ bezeige. Sie wurden immer unverschämter, verlangten, daß bei offiziellen Festen an Stelle der Marcellaise ihr Lied vom Volkserwachen gesungen werden sollte, und widersetzten sich gewaltsam der Aushebung zum Kriegsdienste, gegen den sie schon immer eine starke Abneigung gehabt hatten. Da sie sich überdies von Tag zu Tag reaktionärer gebärdeten und allmählich ins royalistische Fahrwasser hinüberglitten, so sahen die Machthaber sich genötigt, gegen sie energische Maßnahmen zu ergreifen. Ihr letztes öffentliches Auftreten fand am 4. Oktober (13. Vendémiaire) 1795 statt, wo sie sich an dem royalistischen Aufstand beteiligten, der durch Bonapartes Vortäuschen niedergeworfen wurde.

Käseparadies.

Liebes Käselein, totes und begrabnes,
Wirft du mir mit deinen goldenen Augen
Nie mehr lech und treulich ins Gesicht sehn.
Mit des Schwanzes Spitze klug umschreibend
Unser heitren Seelenzweigespräche?
Ach, es wird doch wohl am jüngsten Tage
Sich ein Engelsbüchlein, ausgerüflet
Mit der kleinsten silbernen Posaune,
Auf dein hübsch verzerrtes Hüglein stellen
Und dir blasen, daß du meinst, es riefte
Dich ein süßes Klau aus Freundeslehre
Oder schmeichelnd etwa meine Stimme.
Ei, wie wird der alte Pelz, inzwischen
Ausgeklopft, gebürstet und gewaschen,
Sich um deine weißen Knöchlein schmiegen!
Ei, wie wönig wird sich's kettern lassen
In den schlanken Paradiesebäumen,
Deren blau und rote Blumen künden,
Wenn dein Pfötchen auf den Nesten wandelt!
Aber, Käse, nach den bunten Vögeln,
Die im hellen Laube jubillieren,
Wird's alsdann dich nimmermehr gestören,
Noch auch nach den runden, glatten Mäusen,
Die auf Erden dir so prächtig schmecken,
Und der Hund wird gar dein Kamerad sein,
Dem du tapfer einst entgegenstachtest.
Doch, ist auch der Haß hinweggeläutert,
Liebe bleibt. Oft werd ich dich besuchen,
Aus dem großen Menschenparadiese
Fort mich stehend, um mit dir zu spielen
In grasgrüner, ungemähter Wiese.
Wenn dann fern im Teich die sel'gen Frösche
Ihre transzendenten Chöre quaken
Und die Sterne auf dem Wasser tanzen
So geschick, daß nicht ein Füßlein nah wird,
Werden wir in Trümmerei versinken,
Weißt du noch? Das gab zu tun, das Leben!
Täglich waschen, täglich wieder schmutzig!
Und das Hungern! Und das Mäusefangen!
Nebenbuhlerchaften! Eifersüchte!
Und der Frühling! Und die Frühlingstüchlein!
Weißt du noch das eine Mal! Bier schwarze,
Eins nur, weiß gesteckt an Ohr und Pfoten,
März war's, und der Wind blies warm von Süde
Und man roch im Gehn die feuchte Erde.
„Fünf Märzstüchlein haben wir im Hause,
Sprach im Wandern ich zum lieben Freunde,
„Wer erlösen wir, doch eins behalt ich,
Schön, mit weißem Fled an Ohr und Pfoten,
Und ich will ihm deinen Namen geben,
Den ich gar so sehr zu rufen liebe.“
Doch das fünfte starb, das weißgesteckte,
Konni's nicht lang beim lieben Namen rufen.
Ob es käme, wenn ich's jezo riefte,
Ein verklärtes, aufgestandnes Käselein?
Oder ob die Stimme Antwort gäbe,
Der mein Herz gekauft an jenem Märztag?
Hörst! wie damals, liebe, liebe Stimme,
Laß dich noch ein einzig Mal vernehmen,
Frohe Stimme, erdenluftdurchwärmte,
Kosende, voll Melodie!

Martha Buch („Liede und neue Gesichte“, Inselverlag).

Meine Dinge.

Von Alexander Selbel.

Ich bin arm, und wenn ich umziehe, werden keine Möbelwagen verladen. Ich bewohne möblierte Zimmer, in denen bronzierte Gipsbüsten stehen und deren Schrank gewöhnlich von einem Strauß aus Gräsern und Pfauenfedern gefront wird. An der Wand pflegt ein Oelbild der Königin Luise zu hängen, und zwischen halbzerbrochenen Rippflächen prängt zumeist ein Stehrahmen in Laubfägearbeit mit einem Brautpaar.

Wenn ich ausziehe und den Anblick der Königin Luise des einen Zimmers mit dem eines anderen vertausche, lege ich meine Sachen in einen Koffer. Zuerst den Malkasten und die Schuhe, dann die Wäsche und zuletzt „meine Dinge“.

„Meine Dinge“ sind das einzige, was ich liebevoll in den Koffer packe. „Meine Dinge“ wickle ich in Strümpfe und Nachthemden, um meine Dinge stehe ich Ängste aus. Wenn ich sie einpacke, tröste ich sie und sage: Habt keine Angst, ich packe euch ja bald wieder aus, und wenn ich sie auspacke, tröste ich sie und sage: Habt keine Angst vor dem gräßlichen Zimmer. Die Königin Luise tut euch gewiß nichts, und übrigens: ich packe euch sicher bald wieder ein; und das nächstemal ist das Zimmer sicherlich schöner, und ich werde mehr Geld haben, und ihr sollt keine Sträuße mit vergoldeten Mohntöpfen mehr sehen. Und dann stelle ich sie auf den Tisch und suche ihnen ihre Plätze und spreche mit ihnen, und sie antworten.

Die Teemaschine ist immer besonders wehleidig. Sie ist aus Nidel und sehr stolz; sie leidet unter dem Mitleu, in das sie geriet. „Sie hätte im ersten Geschäft Würzburgs gestanden, und alle Leute wären von ihr entzückt gewesen, und sie wäre gar nicht gerne aus dem Schaufenster gegangen. Als man ihr Blumen an den Henkel gebunden und sie ins Theater gezogen, da hätte sie gleich gedacht, daß so etwas nicht gut ausgehen könne, und als sie mir auf der Bühne überreicht wurde, hätte sie sofort gewußt, daß ihr viel Schlimmes bevorstände. Nicht einmal Tritots hätte ich angehabt, und das sei immer ein schlechtes Zeichen.“ Ich muß sie immer ausreden lassen, sonst wird sie ernstlich böse, sie meint es ja auch nicht so schlimm, im Grunde genommen ist sie ein seelengutes Geschöpf, das mir zu jeder Tages- und Nachtzeit den geliebten Tee brant.

Auf ihre angestrengte Tätigkeit für mein Wohl ist die kleine Messingdose mit dem Buchstaben A auf dem Deckel oft eifersüchtig. Die Dose stammt von meinem Urgroßvater. Zu was sie ihm diene, hat sie mir nie erzählt. Als ich klein war, sah ich sie meines Großvaters Knapfsammlung beherbergen. Jetzt hat sie das Amt eines Zigarettenebehälters. Ihr Deckel steht immer offen: eine einladende Geste, wenn sie gefüllt ist, eine Mahnung zum Füllen, wenn sie leer ist. Meinen Freund Jakob kann sie nicht leiden. Er hat sie eines Tages als Aschenschale benutzt, und das hat sie tief gedemütigt. Zudem behauptet sie, er lange immer sehr unbescheiden zu. Und daß Jakob ihr neulich als Buße zehn Zigarettens zu 60 Pf. in den Leib legte, faßte sie mehr als taktlose Beschämung unserer Armut auf.

Die kleine Porzellandame, deren samierter Reisrock eine Glocke in sich birgt, ist für gewöhnlich sehr still. Sie stand einst bei einer heftigen Prinzessin in Diensten und neigt zu einer grüblerischen Schwermut, da ihr helles Klingeln mir weder einen Diener noch ein schönes Kammerfräulein herbeirufen kann. Seit ich sie aus Süddeutschland nach Berlin brachte, glaubt sie sich verfolgt, und sie haßt Preußen. „Das sei sie dem Andenken ihrer Prinzessin schuldig!“

Eine alte Protastola, die mich auf der Dult in München kennen lernte und mir gerne folgte, ist auch sehr gegen Berlin eingenommen, und von unserem Schwabinger Atelier erzählt sie mir allmählich, wenn meine Augen sie vor dem Einschlafen streicheln. Sie ist sehr befreundet mit dem gläsernen Madonnenbilden, das mir eine arme alte Frau in Polen zum Schutz gegen die Kugeln auf die Brust band. Madonna und Priestergewand sprechen lateinisch miteinander, sie lassen oft das Wort Diaspora fallen und bemühen sich, die süßen Stimmungen ihrer Religion in meinem Zimmer zu verbreiten. Wenn ich sie besonders erfreuen will, brenne ich eine Wachskerze an. Doch stört sie bei diesem Genuß mein Kaduleuchter, dem ich ein Federkleid in den buntesten Farben anmalte. „Er sei gar nicht kirchlich gesinnt, und seine Eitelkeit würde der liebe Gott sicher einst bestrafen.“

Meine Dinge liebe ich, meine Dinge begleiten mich durch Not und Freuden, ich packe sie in Strümpfe und Nachthemden, ich stehe Ängste um sie aus und bin mit ihnen glücklich.

Wer gehört nun nicht zum Volke, und wer sind seine Feinde?
— Alle diejenigen, die keine Not empfinden!

Richard Wagner.

Beichte.

Ein Brief von H. Wega.

„Liebster, so dunkel ist es in mir geworden seit Deinem heutigen Brief. So dunkel, als hätte ich einen lieben Toten begraben und wäre jetzt bei ihm draußen gewesen, um Blumen auf sein Grab zu legen. Und immer dunkler und kälter wurde es in mir, je näher der Augenblick rückte, wo ich Dir beichten mußte.“

Denn nun kann ich nichts mehr verheimlichen und vertuschen. Aus der bangen Frage: „Darf ich Dir das Opfer zumuten, noch länger auf mich zu warten?“ spricht Deine ganze lautere Gesinnung. So muß ich Gleiches mit Gleichem vergelten.

Und doch ist dieser Brief eine Anklage. Eine Anklage gegen den Mann, der aus lauter Rücksicht nicht nehmen wollte, was ihm mehr als sechs Jahre entgegenblühte, — und dem nun ein anderer sahl, was er töricht zurückwies.

Erinnerst Du Dich, Schatz, wie ich damals an Deinem Halse hing, als Du ins Feld mußtest, und Dich bat: „Mache mich zu Deinem Weibe, — dann werde ich's leichter ertragen!“

Meine siebzehn Jahre waren Dir heilig. Du wolltest mich nicht an Dein unsicheres Leben binden, — ich sollte ganz frei sein, wenn Du siehst — — —

Und war doch reif zur Liebe. Verzehrte mich nach Deiner Umarmung, nach dem, was Deine Küsse längst in mir geweckt hatten, und was Ihr Männer, die Ihr Euch „anständig“ nennt, bei Eurer zukünftigen Frau nicht gelten laßt. —

Und als ich Dich nach Deiner zweiten Verwundung monatelang pflegen mußte, wie wartete ich auf den Augenblick, wo Du sagen würdest:

„Komm, Geliebte, jetzt rennen wir alle Hindernisse über den Haufen und heiraten erst einmal!“

Wie oft legte ich Dir diesen Gedanken nahe! Denn ich stand schon damals mitten im Lebenskampf, hatte den Vater, durch den Krieg ruiniert, verloren und sollte die Mutter unterstützen. Hätte es soviel leichter gehabt als Frau, den Gefahren der Großstadt zu trotzen, — hübsch und jung, wie ich war.

Und voller Saft und Kraft! Du verlangtest von mir, daß ich zurückdrängen, abtöten sollte, wozu mein gesundes Blut mich trieb. Und ich war viel zu jung und unerfahren, zu schamhaft auch, um Dir meine Bedenken offen auszusprechen. Aber in wilden, schlaflosen Nächten habe ich meine Finger um die Kopfstößen gefaßt und gesteht:

„Nimm mich doch! Nimm mich doch!“ —

Und dann nach Ende des Krieges, das Dich in seiner Gewaltfamekt ganz aus Deiner Bahn schleuderte! Du, aus alter Offiziersfamilie, selber mit Leib und Seele Soldat, stiebst unsägliches. Still und selbstverständlich trat ich an Deine Seite.

„Laß uns gemeinsam kämpfen, Geliebter, wir werden das Leben schon zwingen!“

Doch wieder stiehest Du mich von Dir. Es sei genug, daß Du zusehen müßtest, wie ich mich und die Mutter durchbringe. Du wolltest mir nicht noch einen Dritten aufsparen. Mich könntest Du erst heimholen, wenn Du klare Verhältnisse geschaffen und eine neue Lebensstellung gefunden hättest — — —

Ich weinte bittere Tränen. Was hattest Du schon alles getan in mir mit Deinen Bedenken! Wie war es kalt und still geworden, wo einst so heiße Blut loderte!

Und ich war nicht mehr siebzehn Jahre alt. Lebte seit meinem achtzehnten nicht mehr in der Kleinstadt, sondern in Berlin. Im Herzen von Berlin, da, wo auf heißblütige, lebenshungrige junge Mädchen die Gefahren in Mengen lauern. Ich hatte viel Verehrer gefunden, die mich mit meinem „ewigen Bräutigam“ auslachten.

Wie wenig kanntest Du das Leben, Schatz! Wie wenig kanntest Du mich! Aber ich liebte Dich und verzieh Dir noch einmal, was Du forderdest, sicher, daß Du in Wochen und Monaten mich heim und an Deine Seite rufen würdest. War Dir treu, Geliebter, im tiefsten Innern treu. Niemand vermochte Dein Bild aus meiner Seele zu verdrängen. Den Gedanken an Deine blonden lockigen Haare, Deine ehrlichen blauen Augen. —

Und treu, wenn Du so willst, bin ich Dir noch heute. Was sich schließlich von Dir löste, war nur der gemißhandelte Körper. —

Soll ich es noch weiter begründen? Wie Du mich immer wieder verträgst hast seit zwei Jahren, in denen wir uns überhaupt nicht gesehen? Wie Du nicht festen Fuß fassen konntest in dem so veränderten Leben? Wie Du littest und darbstest und Dir alles verlagtest — sogar eine Sommerreise zu mir? Und die Zeiten wurden immer schwerer, die Lebensverhältnisse unerträglich.

„Wer kann jetzt an Heiraten denken, Liebste?“ schreibst Du mir neulich. „Ich habe keine Wohnung und Du hast keine Möbel. Wollen wir, wie so viele, in möblierten Zimmern zwischen Pappschachteln wohnen?“

Manche Deiner Gründe leuchteten mir ein. Aber hinter dem Opfer, das ich Dir wieder und wieder brachte, weinte meine ver-

lorene Jugend. Ich fing an, mich nach sechs Jahren nutzlosen Kampfes alt zu fühlen. Auch wurden die Launen der Mutter, die das Entfagen nicht gelernt hatte, immer schwerer zu ertragen.

Und draußen lockte das bunte, schöne Leben! Lockten Jugendfreude und Sinnelust an jeder Ecke des Dir so verhassten Berlins. Tausend Hände suchten mich in den Strudel zu reißen. Und ich hatte nur mein Herz, meine keusche Liebe zu Dir, ihnen entgegenzuhalten! — — —

Was ich getan, will ich nicht beschönigen, Liebster. Nur hören solltest Du, auf welchen Wegen ich dahin gelangte, wo ich heute bin. Solltest wissen, welches Dein Teilchen Schuld an dem, was geschieht. Heute in der Abschiedsstunde schließe ich Dir zum erstenmal mein Herz auf. Vielleicht wendest Du Dich schaudernd ab. Männer wie Du wollen im Weibe nur das Höchste und Reinste, die zukünftige Mutter, sehen. Das Menschliche und Natürliche scheint ihnen verwerflich. Habt Ihr ein Recht zu dieser Bergewaltigung? Ich weiß nur eins in dieser Stunde, die mir das Schönste aus meinem Leben reiht, was ich je besessen: die Hoffnung auf eine Vereinigung mit Dir —, daß ich sechs lange Jahre gegen meine Natur ange kämpft und kein Verständnis bei Dir gefunden habe. Daß ich lieber — tausendmal lieber — Not und Kampf an Deiner Seite ertragen hätte, als diese Jahre einsamer Entbehrung — — —

Ich kenne Deine Ansichten und weiß, daß ich nach diesem Brief eine Verlorene für Dich bin. Und so bitte ich nicht um Verzeihung. Heute nicht. Aber in Jahren, wenn auch Du vielleicht gelernt hast, das Leben mit anderen Augen anzusehen, dann wirst Du von selber zu mir zurückkehren, wissend, daß wir beide Schuld trugen.

Meine Seele wird Dir treu bleiben, Geliebter, bis Du Dich wieder zu mir findest!

E. H. a.

Großstadtluft.

Daß die Großstadt eine Luftmischung aufweist, die den in ihr lebenden Menschen nur sehr bedingt zuträglich ist, gehört zu den altbekanntesten Einsichten. Meist wird die Verschlechterung jedoch nur auf die chemischen Einflüsse geschoben, die den vielen Kaminen und Autos entstammen, denen tatsächlich ein nicht ganz unbeträchtlicher Zusatz von Schwefelsäure zugeschrieben werden muß. Außerdem aber ist die Atemluft der Großstädte noch von unzähligen lebenden und leblosen Körperchen erfüllt, die bei aller Bingsigkeit des einzelnen durch ihre Masse doch immerhin beachtenswert sind.

Es ist also für jeden Großstädter von Interesse, zu erfahren, was der Biologe Friedrich Böhler im „Akademischen Wiener Anzeiger“ für merkwürdige Konkurrenten der menschlichen Lunge feststellt. Denn wenn diese Untersuchungen auch in Wien gemacht wurden, so gelten sie doch mit mehr oder weniger großen Abweichungen ebenso für alle anderen Großstädte mit.

Zunächst konstatierte Böhler, daß auch das Aeroplanton — in diesen Begriff hat man alle die verschiedenen Luftbewohner zusammengefaßt — seine Jahreszeiten hat. Für die kleinen Flieger sind die Umgebungen der Großstädte von hoher Bedeutung. In ihrer Zusammensetzung spielt es bereits eine Rolle, ob viel blühende Wiesen und Wälder sich in diesem Umkreis befinden, oder ob Sümpfe und Flüsse ihn beherrschen. Demgemäß ist z. B. in Wien von April bis Oktober die Luft erfüllt von dem Blütenstaub der Birken, Föhren, Fichten und Tannen des Wienerwaldes. Aus den Donauauen stammen wohl die gefundenen Granaalien, die ja eigentlich Sumpfbewohner sind, vielleicht auch die vielerlei Pilzsporen, die niemals fehlen. Blütenstaub des Weizens kommt wohl auch von draußen, während Rosskastanien wohl unmittelbar aus den in der Stadt und ihren Vororten befindlichen Anlagen und Gärten fortgeweht werden. Dagegen sind in dieser Zeit Haare, auch Tierhaare und sonstige Pflanzensafers nur verhältnismäßig gering vertreten.

Bedenklicher wird das Gesicht des Arztes schon, wenn er hört, daß Reste von Leinwand und Baumwolle, hauptsächlich aber Rußflockchen zu jeder Jahreszeit die Wiener Luft verunreinigen. — Die Höhe einer Wohnung ist auch für die Lunge seiner Bewohner von Bedeutung. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß von Stodwert zu Stodwert die schädlichen oder mindestens überflüssigen Beimischungen der Luft geringer werden.

Wie sich wohl denken läßt, besitzt das Aeroplanton keinen ausgiebigeren Verbreiter als den Wind. Aber auch bei schlechtem Wetter, bei Regen und Schnee ist eine Zunahme zu konstataren. Die feinen schwebenden Teilchen werden von den Tropfen oder Flocken aus größerer Höhe mit zu Boden gerissen. Von Januar und Februar bewegt sich dies Quantum der Luftbewohner in zunehmender Kurve. Der Juni kann im allgemeinen als Höchststand gelten, und von dann an sinkt die Linie wieder abwärts.

Und der Zweck all dieser schwierigen und zettaubenden Beobachtungen? Sie sind es, auf denen sich in Wahrheit die Hygiene der Großstadt mit aufbauen mußte. Denn von der Aufbewahrung der Lebensmittel im kleinsten Maßstab bis zu größten und einschneidendsten Verordnungen für Gesunde und Kranke wird alles von den kleinen Unsichtbaren beeinflusst, die auf ihrer abenteuerlichen Reise unaufhörlich die Bahnen des Lebens kreuzen, führen und ablenken, während sie zu gleicher Zeit immer wieder aus diesen Bahnen neu aufsteigen oder für eine Zeit lang in sie zurückkehren.

H. S.

Riesen und Zwerge des Weltalls. Daß unsere Erde nur ein kleines Sternchen im ungeheuren Weltensystem ist, lehrt uns die Astronomie, aber so recht begreifen können wir es im Gefühl unserer stolzen Menschenwürde nicht. Nur der Vergleich mit den anderen Himmelskörpern kann uns davon überzeugen, daß unsere Erde einer der winzigsten Zwerge im Kosmos ist. Solche Vergleichszahlen bietet Dr. Hopmann in einem inhaltreichen Aufsatz der „Deutschen Revue“.

Schon wenn wir unsere Erde mit der Sonne vergleichen, erkennen wir, wie klein sie ist. Der Durchmesser der Sonne ist 109mal so groß wie der der Erde, und diesem Durchmesser der Sonne entspricht eine Größe von 1391 000 Kilometer. Im Verhältnis zur Sonne ist nicht nur die Erde, sondern sind alle Planeten Zwerge. Um ihre Größenverhältnisse anschaulich darzustellen, sei zunächst die Erde als ein Globus von 37 Zentimeter Durchmesser angenommen. Dann haben die Globen der übrigen Glieder des Sonnensystems folgende Maße: Venus 35 Zentimeter, Mars 20 Zentimeter, Merkur 14 Zentimeter, der Mond 10 Zentimeter. Sehr viel größer als unsere Erde sind schon der Uranus mit 1,5 Meter, Neptun mit 1,6 Meter und gar erst Saturn mit 3,5 Meter, Jupiter mit 4,1 Meter. Die Sonne würde bei ihrer Verkleinerung mit ihren 40 Metern Durchmesser gerade noch Platz in der Kuppel des Berliner Doms haben. Was die Massenverhältnisse anbetrifft, so beträgt die Masse der Sonne das 333 432fache der Erdmasse. Nimmt man als Ausgangspunkt für den Vergleich das Gewicht des Erdglobus mit 1 Kilogramm an, so beträgt das Gewicht von Venus 0,82 Kilogramm, Mars 0,14 Kilogramm, Merkur 60 Gramm, Mond 12 Gramm. Das Gewicht des Uranus beträgt 14,6 Kilogramm, das des Merkur 17,3 Kilogramm, das des Saturn 95,2 Kilogramm und das des Jupiter 318 Kilogramm. Die Masse der Sonne würde bei dieser Verkleinerung also 333 432 Kilogramm wiegen. Die acht Planeten sind doch alle noch Riesen im Vergleich zu den übrigen Mitgliedern des Sonnensystems, den Planetoiden, von denen etwa 1000 heute bekannt sind. Nur bei den größten hat man bisher den Durchmesser bestimmt: so für Ceres 779 Kilometer, für Vesta 489 Kilometer, für Pallas 301 Kilometer. Im Vergleich mit einem Erdglobus von 37 Zentimeter Durchmesser würden dem etwa 1 Zentimeter große Kugeln entsprechen. Für die kleinsten unter ihnen läme man auf winzige Kügelchen von $\frac{1}{4}$ Millimeter Durchmesser. Die Gesamtmasse aller bisher entdeckten Planetoiden wird auf etwa $\frac{1}{1000}$ der Erdmasse geschätzt. Kann man diese Zwerge des Sonnensystems gewissermaßen mit Sandkörnchen vergleichen, so sind die Meteoriten und Sternschnuppen, die zahlreich auf die Erde niedersinken, nur allerfeinste Pulverstäubchen.

Veruchen wir weiter von dem Sonnensystem zu den Größenverhältnissen der Himmelskörper im Weltraum überhaupt zu gelangen, so müssen wir die Sonne als Vergleichsgegenstand annehmen. Da ergibt sich, daß alle die vielen, mit freiem Auge gut sichtbaren Fixsterne heller und größer sind als unsere Sonne, durchschnittlich etwa hundertmal so groß. Erst bei der fünften Größe, die ohne Glas schon schwierig zu sehen ist, finden wir Sterne, die der Sonne gleich oder kleiner sind. Die Massen dieser Sterne lassen sich schwer bestimmen. Die Durchmesser der Fixsterne lassen sich nur bei den sogenannten Doppelsternen berechnen. Das klassische Beispiel hierfür ist der Stern Algor im Perseus. Er besteht aus einem hellen und einem schwachleuchtenden Stern, und die Durchmesser der beiden Sterne sind 2,1 und 1,7 Millionen Kilometer. Die Sterne sind also etwa $1\frac{1}{4}$ mal größer als unsere Sonne.

Naturwissenschaft

Ernten der Ameisen. „Gehe hin zur Ameise, du Fauler; siehe ihre Weise an und lerne. Ob sie wohl keinen Fürsten, noch Hauptmann, noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammelt ihre Speise in der Ernte.“ Unendlich oft ist dieser Spruch Salomons zitiert worden, aber so sehr man auch den Fleiß der Ameise rühmt, man hielt die Annahme, daß sie ernte und Brot bereite, lange Zeit für eine Fabel. Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hat die zoologische Forschung die Beobachtung des alttestamentlichen Predigers bestätigt und immer eingehendere Nachrichten über die „erntenden Ameisen“ gesammelt. Während des Krieges konnte der bekannte Zoologe Prof. Dörflein in Mazedonien das Leben der Ernteamisen, die meist in den Mittelmeerländern vorkommen, im Kreislauf des Jahres genau untersuchen.

Dr. Rudolf Vooser gibt in der „Umschau“ ein anschauliches Bild von der eifrigen und sinnvollen Arbeit dieser winzigen Arbeiter. Gleich zu Winters Ende kommen diese Körnersammler aus ihren unterirdischen Verstecken heraus, pugen sich und beginnen kraterförmige Ringwälle zu bauen. Dabei sind besonders große Tiere tätig, die sich durch die gewaltige Entwicklung ihres Kopfes und ihrer Kiefer auszeichnen; sie stellen eine von den gewöhnlichen Arbeitern unterschiedene Klasse dar. Bald regt sich der Sammelinstinkt; Holzstückchen, Grasblümchen usw. werden wahllos ins Nest geschleppt. Aber mit dem Reifen der Samen ändert sich das Bild. Nun sind es ausschließlich noch solche fruchttragenden Gräser, die heimgeführt werden. Bald füllen die Ameisen den ganzen Stamm, indem sie ihn unten abbeißen, bald werden nur Ähren und Schoten, Kapselfrüchte und Dolden, abgeschnitten. Straßenzüge von 30 und 40, ja 100 Meter Länge werden vom Nest aus angelegt und alle Trans-

porthindernisse beseitigt. Von früh bis spät schleppen die erntenden Arbeiter ihre Beute nach Hause, oft noch im Mondschein, und nur in den heißesten Tagesstunden ziehen sie sich in das kühle Nest zurück. Unterdessen herrscht auch im Innern des Stockes regstes Leben. Alles eingesammelte Material wird zunächst ungefleischt in den oberen Kammern aufgespeichert. Andere Arbeiter dreschen die Ernte, indem sie die Samen, Ähren und Schoten sauber heraus-schälen und in tiefer gelegene „Scheunen“ schaffen. Dabei sind meistens die kleinsten Arbeiter tätig. Die Samenmengen sind oft recht beträchtlich. Dagegen, daß die Borräte durch Einströmen des Wassers zum Keimen kommen, schützen sich die Ameisen durch eine Art „Zementieren“ der Kammerwände. Sie überziehen diese mit einer weißlichen wachsartigen Masse, die jetzt als ein aus dem Äter herausgepresstes Drüsensekret festgestellt ist. So geschützt, können die Samen den Winter überdauern.

Gesundheitspflege

Sport und Nervensystem. Es ist eine bekannte, jedem Sportliebenden geläufige Erscheinung, daß mit zunehmender Sicherheit in der Bewältigung körperlicher Leistungen ein Gefühl der Frische und Latkraft auftritt. Für die Nerventätigkeit bedeuten diese Lustgefühle eine wahre Stärkung. Deshalb allein schon ist das fröhliche Lummeln und Spielen der Kinder gesund und kräftigend.

Neben diesen Gemeingefühlen nehmen aber die nervösen Zentralorgane noch besonderen Anteil an den verschiedenen Körperübungen. Eine ganze Reihe von Übungen stellen nur in gewissem Sinne eine Übung der Muskulatur dar, sind weit mehr eine Nervengymnastik, die die Tätigkeit der Bewegungszentren des Gehirns entwickeln und ausbilden. Ihnen stehen jene Übungsarten gegenüber, deren Bewegungen fast automatisch erfolgen und nur wenig Nervene Arbeit erfordern. Zu den ersteren gehören alle Geschicklichkeits- und Gewandtheitsübungen. Bei ihnen kommt es darauf an, unter Vermeidung unnötiger Mitbewegungen vorgeschriebene Bewegungen auf möglichst kraftsparende und zweckentsprechende Weise auszuführen. Um die verschiedenen Muskelgruppen, die an der Ausführung einer Bewegung beteiligt sind, in der zweckentsprechenden Weise zu benutzen, ist eine besondere Nerventätigkeit erforderlich; durch die koordinierende Nerventätigkeit werden den einzelnen in Betracht kommenden Muskeln die genau abgestimmten Bewegungsreize vermittelt. In gleicher Weise wirken die Schlagfertigkeitsübungen. Der Unterschied dieser beiden Übungsarten besteht aber darin, daß bei den Gewandtheitsübungen man sich vor Ausführung der Bewegung ihren ja genau vorgeschriebenen Gang in den Bewegungszentren in gewissem Sinne zurechtlegen kann, während man bei den Schlagfertigkeitsübungen ganz plötzlich auftretenden unvorhergesehenen Bewegungsaufwendungen entsprechen muß. Daraus ist verständlich, daß beide Übungsarten das Zentralnervensystem anstrengen, es aber auch kräftigen und stärken, eine sichere Beherrschung des Körpers für alle Bewegungsaufwendungen und in allen Lagen bezwecken und dadurch — insbesondere durch das Gefühl der Sicherheit, das sie verleihen — hygienischen Wert haben.

Ihnen gegenüber stehen die Übungen und Bewegungen in rhythmischem Gang; die Bewegungen laufen fast automatisch ab, so daß das Zentralnervensystem sich nicht anzustrengen braucht, sondern erholen kann. Deshalb die Erholung der Nervenkraft durch das Wandern, Radfahren usw. Die Ermüdung, die bei diesen Übungen auftritt, ist eine Folge der größeren quantitativen Arbeit, während die Arbeit bei den Geschicklichkeitsübungen mehr eine qualitative ist. Auf jeden Fall wirken die genannten Übungsarten auch auf das Zentralnervensystem ein, und zwar in förderlicher Weise, so daß der Einfluß des Sports auf das Nervensystem nur ein guter genannt werden kann.

Aus der Praxis

Waram reinigt die Seife? Jeder weiß, daß Seife auf die Haut eine reinigende Wirkung ausübt; wie aber diese Wirkung zustande kommt, wird wohl nur wenigen bekannt sein. In der Wirkungsart der Seife auf die Haut muß zunächst zwischen der Wirkung der Seifenlösung und jener der festen Seife unterschieden werden. Nach einer Darlegung in der „Pharmazeutischen Zentralhalle“ geht der Reinigungsprozeß durch die wässrige Seifenlösung in der Weise vor sich, daß das von den Hauttalgdrüsen abgeschiedene Fett, in dem sich die winzigen Schmutzteilechen, die sich auf der Haut ablagern, festsetzen, in die Seifenlösung in feinsten Verteilung aufgenommen wird. Um jedes einzelne Schmutzteilechen bildet sich nummehr eine gallertige Hülle; dadurch wird der Zusammenhang des Schmutzes mit der Haut gelöst und die Reinigung vollzogen. Besseren Erfolg als mit der wässrigen Lösung erzielt man beim Waschen mit fester Seife, weil die Seife in dieser Form besser in die Hautfalten und Poren eindringt und die Schmutzteilechen durch ihre Oberflächeneigenschaft stärker festhält, als die Haut sie festzuhalten vermag. Der Schmutz haftet in diesem Fall „wie ein Abziehbild“ an der Seife. Ein Beispiel dieser „abziehenden“ Wirkung der Seife kann man beobachten, wenn man versucht, einen Kusskleden von der Haut nur mit einem feuchten Lappen zu entfernen, wobei er sich nur wenig ablöst, während er nach dem Bestreichen mit trockener, fester Seife sofort weicht und an der Seife haften bleibt.